

Der Missionar als Vorläufer der neuen Schöpfung

Meditation über Lukas 1,5 ff.*

Von Gerhard Hoffmann, Hamburg

Berlin im Jahre 1961. Präsident Kennedy besucht die Stadt. Eine dichtgedrängte Menschenmenge säumt die Straßen, durch die der Präsident kommen wird. Eine Eskorte von Autos und Motorradfahrern läßt die Menge plötzlich aufmerken und in Bewegung geraten: Gleich kommt der Präsident. Dann der Wagen des Präsidenten. Die Menschen jubeln ihm zu, winken, werfen Blumen. Die Eskorte, die dem Präsidenten vorausfuhr, ist vergessen. Nur einen Moment lang brachte sie die Menschen in Bewegung, denn ihr Erscheinen kündigte den Präsidenten an; aber schon im nächsten Moment war diese Begegnung überholt, — überholt durch das Erscheinen des Mannes, auf den die Menschen eigentlich gewartet hatten.

Ähnlich wie mit der Eskorte geht es uns mit den Geschichten um Johannes den Täufer. Diese adventliche Gestalt, dieser Vorläufer unseres Herrn Jesus Christus, hat immer wieder die Gemüter der frommen Christen erregt, die auf ein neues Kommen des Herrn warteten; aber es ist doch merkwürdig schwer, die Botschaft der Geschichten um Johannes so zu aktualisieren, daß sie unmittelbar heute zu unserem Herrn spricht.

Nur zu leicht gerät man dabei in die Distanz abstrakter heilsgeschichtlicher Reflexion, denn mit dem Erscheinen Jesu Christi ist eben Johannes für uns eigentlich überholt.

Und wenn wir uns mit einer dieser überholten Geschichten beschäftigen, dann tun wir damit einen missionarischen Schritt: wir versetzen uns gleichsam in die Situation des vorchristlichen Menschen. Wir lassen uns mit hineinnehmen in die Begegnung Gottes mit einem Priester des Alten Bundes und begreifen daran vielleicht selbst neu, wie Gott uns in Christus begegnet.

Wir überspringen den Schatz und den Schutt der Tradition, die uns von dem historischen Jesus trennt, blicken auf Christus in der Perspektive des alttestamentlichen Gläubigen, der noch auf den Messias wartet, und werden dadurch vielleicht selbst angesteckt von neuer Hoffnung auf den Christus, der vor uns ist und der wiederkommt.

Und schließlich werden wir Zeugen, wie Gott einen Menschen zu seinem Dienst beruft, und lernen vielleicht daraus, hinter unserer kirchlich ver-

* Die Meditation wurde in einem Ökumenischen Wortgottesdienst zu Beginn der Mitgliederversammlung des Katholischen Missionsrates am 25. Juni 1969 in Würzburg vom Exekutivsekretär des Deutschen Evangelischen Missions-Rates, Pastor Dr. Gerhard Hoffmann, Hamburg, gehalten.

mittelten und vom eigenen Verstand und Herzen immer neu bezweifelten Berufung Gottes eigenen Ruf an uns zu vernehmen.

Wir betrachten zunächst unsere Geschichte als Geschichte (im Sinne von „story“), d. h. wir achten zunächst weniger auf die Rede des Engels als vielmehr auf die greifbaren Fakten.

Stellen wir uns einfach vor, ein moderner Journalist hätte aus diesen Fakten einen Bericht zusammenzustellen. Dann ergäbe sich etwa folgendes Gerippe:

Herzenswunsch war ein eigenes Kind; lange Jahre hindurch haben Zacharias und Elisabeth auf ein eigenes Kind gewartet. Sie sind beide fromme Leute, Zacharias ist Priester, sie haben um das Kind gebetet. Der Wunsch wurde nicht erfüllt. Kinderlosigkeit ist ein schweres Schicksal für einen Israeliten. Denn Kinder sind ein Segen Gottes. Zacharias und Elisabeth aber haben ihr Schicksal angenommen und in Geduld getragen.

Nun sind sie alt. Sie können nicht mehr hoffen, noch ein Kind zu bekommen. Im Grunde ist ihre Hoffnung gestorben. Da geschieht etwas Merkwürdiges. Zacharias verrichtet seinen priesterlichen Dienst im Tempel. Er hat eine Vision, und er hört eine Stimme: „Dein Gebet ist erhört, dein Weib Elisabeth wird dir einen Sohn gebären.“

Jetzt erwartet Elisabeth ein Kind. Die Ärzte stehen vor einem Rätsel. — So etwa sieht das Gerippe dieser Geschichte aus.

Eine Geschichte mit unerklärten und rätselhaften Begleitumständen, geheimnisvoll genug, um die religiöse Phantasie des Lesers anzuregen, aber dann doch auch wieder eine rührend menschliche Geschichte, alltäglich genug, um zum Herzen des sog. normalen Lesers zu sprechen.

Ich glaube, es ist wichtig, wenn wir uns zunächst auf diese menschliche Seite der Geschichte konzentrieren, damit wir uns nicht von den geheimnisvollen Begleitumständen, also besonders der Erscheinung des Engels, auf das allgemeine Thema religiöser Erlebnisse abdrängen lassen und damit tiefere Schichten dieser Erzählung verfehlen.

Erst kürzlich hatte ich bei einem Ehepaar, das auch jahrelang kinderlos geblieben war, ein Kind zu taufen. Beide waren typische volkskirchliche Randsiedler, die selten eine Kirche von innen sehen, dazu nüchterne Geschäftsleute, die mit beiden Beinen auf der Erde stehen. Und im Taufgespräch bekannte die Frau etwas verlegen, aber mit großer Bestimmtheit, daß während der Geburt ihres Kindes Gott selbst und persönlich zu ihr geredet habe, daß sie sich deutlich an die Stimme und an die Worte erinnere und daß sie von daher wohl wisse, was sie tue, wenn sie nun ihr Kind taufen lassen wolle.

Auch die Erscheinung eines Engels oder des Erlebnis, daß ein Mensch Gottes Stimme vernimmt, ist offenbar so einzigartig nicht, daß es nicht

auch anderen als dem Priester Zacharias widerfahren könnte; es kann zuweilen sogar einem modernen säkularen Menschen von heute widerfahren. Insofern ist es eine „menschliche“ Geschichte.

Aber das Menschliche in dieser Geschichte offenbart sich uns in einem noch tieferen Sinn, wenn wir uns auf das konzentrieren, was die Stimme Gottes — der Engel — dem Zacharias sagt: das erste, was gesagt wird, ist jenes „Fürchte dich nicht“, das wir so oft in der Bibel finden, wo Gott zu einem Menschen spricht, und das uns anzeigt, daß die Begegnung mit Gott eben nicht im Stil so vieler erbaulicher Bekehrungsgeschichten geschieht, nicht im beseligenden und beglückenden Gefühl inneren Friedens, sondern gleichsam als Schock, als hartes beängstigendes Erschrecken.

Auch und gerade für den Frommen ist es schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen — deshalb das „Fürchte dich nicht“, mit dem Gott die Brücke schlägt hin zur armen und schwachen Menschlichkeit des Menschen, jenes „Fürchtet euch nicht“, das dann später den Hirten den Immanuel, den „Gott mit uns“ in der Krippe im Stall zu Bethlehem anzeigt.

Und auf dieses „Fürchte dich nicht“ folgt dann die Zusage: „Dein Gebet ist erhört . . .“ Eine höchst merkwürdige Zusage, wenn wir ihren Inhalt in Beziehung setzen zu der Situation, in der sich Zacharias gerade befindet.

Da ist also ein Priester, ein frommer Mann, der zusammen mit seiner Frau ein heiligmäßiges Leben führt und treu nach dem Gesetz Gottes lebt. Und dieser Priester verrichtet gerade seine gottesdienstlichen Pflichten, spricht dazu die vorgeschriebenen liturgischen Gebete, und da er ein frommer Mann ist, dürfen wir zu seinen Gunsten annehmen, daß er bei diesen Gebeten auch mit dem Herzen dabei ist, daß also in dieser Stunde des Gottesdienstes seine Gedanken keineswegs in persönliche Bereiche oder gar persönliche Wünsche abirren.

Und dann plötzlich die Stimme: „Dein Gebet ist erhört . . .“ Was für ein Gebet? Man sollte doch meinen: das liturgische, priesterliche, objektive Gebet, etwa das Gebet um das Kommen des Messias, der Gottesherrschaft oder — in unserer Situation heute — das Gebet für die Sache der Mission in aller Welt.

Aber keineswegs.

Das Gebet, dem hier Erhörung zugesagt wird, ist eines, das an dieser Stelle und in dieser Situation wahrscheinlich gar nicht ausgesprochen wurde, ja, das in diesem Zusammenhang eigentlich gar nicht erlaubt sein dürfte, weil es zu subjektiv, zu egoistisch wäre für einen Priester, der sich selbst zu vergessen hat.

Da wird also einem Gebet Erhörung zugesagt, das gleichsam unterbewußt, latent vorhanden ist, weil es aus einem tiefen persönlichen Wunsch kommt: im Falle des Zacharias aus dem Wunsch nach einem Kind.

Wenn es aber so ist, daß Gott Gebete erhört, die tief und unausgesprochen im Herzen des Menschen liegen, dann erschließt sich uns hier noch eine ganz andere Dimension, die eigentliche Dimension der Menschlichkeit:

Dieses ist auch eine Geschichte von der Menschlichkeit Gottes und insofern dann auch eine Geschichte von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn sie sagt uns:

Wir dürfen vor dem Altar Gottes allen religiösen Krampf, alles tiefernste und bedrückende Pflichtbewußtsein fahren lassen und dürfen Gott begegnen, so wie wir sind.

Und all das, was uns an persönlichen Wünschen und Sehnsüchten tief im Herzen bewegt, all das, was uns in unserem Dienst bedrängt, weil wir es eher als Ablenkung und Mangel an Konzentration erleiden — all das dürfen wir mitbringen, vor ihn bringen und in seine Hände legen.

So menschlich begegnet uns Gott, daß er möglicherweise unsere liturgischen Gebete überhört, daß er möglicherweise unseren brennenden Eifer um seine Kirche oder um eine gerechte Gesellschaftsordnung oder um andere große weltgeschichtliche Ziele einfach nicht wahrnimmt, nicht wahrnehmen will und uns behaftet bei einer Sache, die uns ganz persönlich im innersten Herzen belastet oder bewegt: bei einer unvergebenen Schuld vielleicht oder bei einer menschlichen Enttäuschung — oder bei einer unerfüllten Sehnsucht.

Es ist erstaunlich, daß ausgerechnet der Evangelist diese menschliche Geschichte an den Anfang seines Zeugnisses stellt, der doch als der Historiker unter den Evangelisten gilt und zugleich als der erste Missionschronist.

Es ist derselbe Lukas, der so großen Wert auf die Betonung der weltgeschichtlichen Dimensionen des Geschehens um Jesus Christus legt, der aufzeigt, wie die Botschaft von Jesus Christus aus der palästinensischen Provinz hinausdrängt, hin nach Rom, ins Zentrum der Geschichte, in die Hauptstadt der Welt.

Auch wir werden wahrscheinlich während dieser Missionstage viel von den großen Aspekten und Aufgaben der Weltmission reden, wir werden für die Sache des Reiches Gottes beten, und wir werden uns bemühen — wie immer, wenn heute Missionsleute zusammenkommen — eine neue gültige Formulierung dessen zu finden, was Weltmission heute heißt und beinhaltet.

Gewöhnlich werden bei diesem Bemühen dann Unterschiede, ja Risse oder gar Klüfte zwischen verschiedenen Lagern zutage treten.

Durch alle Kirchen geht ja heute der große Riß zwischen den sog. Konservativen oder Traditionalisten und den sog. Progressiven. Die einen betonen die Unaufgebbarkeit und die zeitlose Gültigkeit des alten biblischen Missionsbefehls, den anderen liegt mehr die sozialetische und gesellschaftsbezogene Verantwortung der Christen am Herzen.

Und beiden Gruppen ist eine Gefahr gemeinsam, die uns das innerste Wesen des Evangeliums verfehlen läßt: das ist die Gefahr der Gesetzlichkeit, das Pathos des Imperativs und der Pflicht, die Pseudotheologie der gefurchten Stirn und der verkrampften Hände.

Die einen müssen das Evangelium, die Lehre der Kirche, ja die Heiligkeit Gottes vor Verfälschungen und Angriffen schützen, als hätte der unseren Schutz nötig, in dessen Händen wir sind. Und die anderen müssen das Heil in Gestalt einer neuen Gesellschaft verwirklichen, als wäre eine perfekte Gesellschaft realisierbar, solange die Erbauer dieser Gesellschaft selbst nicht frei von Sünde sind und selbst sterben müssen.

Es ist gut, wenn sich uns heute, am Anfang dieser Konferenz, das Wunder des Handelns Gottes mit seinen Menschen aus einer so menschlichen Geschichte erschließt, wie sie da am Anfang des Lukasevangeliums steht und in der von der Weltmission noch gar nicht die Rede ist.

Denn unser Denken von der Weltmission — ob konservativ oder progressiv — wird verkrampft, unecht, ungöttlich, wenn wir vergessen, daß die tiefste Begründung der Weltmission eben nicht in einem Gesetz, in einem Imperativ liegt — nicht einmal im Imperativ des bekannten Missionsbefehls aus Mt. 28! —, sondern im Indikativ der Menschlichkeit und Menschenliebe Gottes, die so unendlich groß ist, daß sie die verborgenen Leiden und Sehnsüchte eines einzelnen Menschenherzens aufnehmen, umschließen und erfüllen kann, als wäre dieses Menschenherz das Wichtigste von der ganzen Welt; die so universal und weit ist, daß sie Raum findet in der Enge des Stalles und der Krippe; die so unermesslich ist, daß der Mann, der anderen geholfen hat, dann am Kreuz hängt und sich selbst nicht helfen kann und will.

So entdecken wir in dem Gott Israels, der auf die verborgene Sehnsucht des Priesters Zacharias eingeht, die Züge des Vaters Jesu Christi, — und insofern ist diese menschliche Geschichte nun doch und gerade auch eine Missionsgeschichte.

Und als solche erschließt sie sich erst ganz, wenn wir nun den persönlichen, menschlichen Aspekt der Geschichte verlassen und uns auf die großen Zusammenhänge konzentrieren, in die das wunderbare Schicksal des Zacharias und der Elisabeth eingebettet ist.

Wer nun ein wenig theologisch geschult ist, bemerkt sofort, daß es sich hier auch um eine Geschichte handelt, in der es um Verheißung und Erfüllung geht.

Da hören wir ein Zitat aus dem Propheten Maleachi, das darauf hinweist, daß die Geschichte, die jetzt geschehen soll, lange vorbereitet war, daß sie in Kontinuität steht mit einer langen Geschichte des Redens und Handelns Gottes mit seinem Volk im Alten Bund.

Und neben diesem Verweis nach rückwärts, in die Geschichte des Volkes Israel, ist auch die Rede von der Vorbereitung Israels auf etwas Kom mendes und von der eschatologischen Freude, die das Kommende schon im Glauben vorwegnimmt.

Alles deutet darauf hin, daß Lukas mit dieser Geschichte die Schwelle markiert zwischen der Verheißung des Alten Bundes und der anhebenden Erfüllung im Neuen Bund.

Für uns Spätgeborene, mit einer langen christlichen Geschichte Belasteten ist diese Spannung zwischen Verheißung und Erfüllung schwer nachvollziehbar. Wir stehen immer in der Gefahr, auf Jesus Christus zurückzublicken, statt ihn zu erwarten, und unser Glaube an Christus schlägt immer wieder nur zu leicht um in eine christliche Weltanschauung, die eher von bestimmten Wertvorstellungen oder ethischen Maximen geprägt ist als von der Gegenwart des lebendigen Herrn.

So finden wir vielleicht am leichtesten Zugang zu jenem Geschehen zwischen Altem und Neuem Bund, wenn wir ganz objektiv, gleichsam mit einem kühlen missionsmethodischen Interesse an diese Geschichte herangehen und uns fragen, wie ein Mensch des Alten Bundes diesen Übergang vom Alten zum Neuen erlebt.

Wir wissen nicht viel von Zacharias. Wir haben von seiner Kinderlosigkeit gehört. Wir wissen, daß er ein alter Mann ist und ein frommer Mann. Und so dürfen wir annehmen, daß er auch weise genug war, das Unmögliche nicht mehr zu erwarten, daß er sich also mit seinem Schicksal abgefunden und es in die Hand Gottes gelegt hatte.

Dazu wissen wir, daß er eine priesterliche Gestalt war, einer, der das Gesetz Gottes streng beachtete, aber jedenfalls kein Utopist, keine prophetische Gestalt, sondern eben ein älterer Mann, der eine gute Ehe und ein stilles, gottseliges Leben führte. Ein Mann jedenfalls, dessen Leben in festen, gottgegebenen Ordnungen verläuft.

Und diesen Mann trifft nun eine Verheißung, die nicht in unvorhersehbare Zukunft verweist, sondern deren Erfüllung demnächst bevorsteht.

Eine Verheißung, die das geordnete Leben dieses Mannes total aufwühlen und verwirren muß. Zacharias wird sich auf seine alten Tage mit einem Säugling beschäftigen müssen; er wird, so gut es geht, noch einmal ein junger Vater werden müssen.

Und der alte Priester wird sich aus der festgefügtten und gottgesetzten Ordnung seines priesterlichen Dienstes lösen müssen, um wie ein junger

feuerköpfiger Enthusiast nach einem neuen Kommen, nach einer neuen Offenbarung Gottes Ausschau zu halten.

Er wird keine Autorität über seinen Sohn haben, denn gerade dieser Sohn soll das Wort des Propheten erfüllen, nach dem sich die Herzen der Väter zu ihren Söhnen zu bekehren haben.

Das ist die Erfüllung, die dem Mann und dem Priester Zacharias am Abend seines Lebens verheißen wird. Nicht eine Erfüllung, die Harmonie in ein Menschenleben brächte, sondern eine Erfüllung, die aufwühlt, Unruhe bringt, vorwärtstreibt, — vorwärts zu neuen Visionen, zu neuen Horizonten und neuen Entdeckungen, aber wahrscheinlich auch zu neuen Enttäuschungen und zu neuem Leiden.

Und dieser störende, umwälzende Hereinbruch des Neuen betrifft ja nicht nur das persönliche Leben des Zacharias.

Da ist die lange Geschichte des Alten Bundes, das Volk Israel, das eine lange Glaubenserfahrung gesammelt hat, das eine lange Vorbereitung durchgemacht hat. Aber im Augenblick, da die Erfüllung kommt, zählt das alles plötzlich sehr wenig.

Da geschieht ein Bruch, und als die große Zukunftsaufgabe steht vor Johannes und damit vor Israel, was man eigentlich als eine erledigte, vergangene, bewältigte Aufgabe ansehen sollte: „Zuzurichten dem Herrn ein vorbereitetes Volk.“

Im Augenblick der Erfüllung zerbricht die Erfahrung, die sich auf Vergangenes stützen kann, bricht die Hoffnung auf, die sich auf das Neue, Unbekannte, bisher nicht Gehörte ausrichten muß.

So werden die Menschen des Alten Bundes hineingerissen in den Sog der Erwartung auf den Christus, der da kommen soll. Dieses Gesetz der Erfüllung Gottes, dieses Gesetz der Unruhe und der Hoffnung wird dann Johannes leben, bezeugen und mit seinem Leben besiegen.

Das ist die Erfüllung, die dem Zacharias verheißen wird.

Johannes wird Vorläufer, Wegbereiter sein für den, der die Erfüllung aller Verheißungen Gottes ist — für den, von dem es heißt, daß er „alles in allem erfüllt“.

Das gehört zum Bekenntnis der Kirche von früh an. Und da erhebt sich für uns die Frage: Haben wir wirklich gewußt, was wir da bekennen?

Ist die Kirche Jesu Christi, je mehr sie sich in der Welt etablierte, nicht immer stärker und immer wieder dem Irrtum der gnostischen Gruppen zu Korinth erlegen, die in der Erfüllung durch Jesus Christus das Ende der Geschichte Gottes mit seinen Menschen sahen, so als hätte die Christenheit nur noch auszubauen, zu erklären oder zu verziern, was in Wirklichkeit bereits vollendet wäre?

Die Missionsgeschichte der Christenheit jedenfalls gibt immer wieder Zeugnis von diesem Irrtum, sowohl bei denen, die meinten, es käme in der Mission vor allem auf die Ausbreitung der Kirche an, der Kirche als einer im Prinzip fertigen, statischen Größe, — als auch bei den anderen, die da meinten, es gelte nur noch, so viele Einzelseelen wie möglich aus der verlorenen Konkursmasse der Welt herauszuretten, als ginge es Gott nicht um mehr in seinem Heilswillen — nämlich um den Leib Christi, das Volk Gottes, ja noch mehr, um den neuen Himmel und die neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt!

Auch die Erfüllung in Jesus Christus läßt ja nicht den Strom der Weltgeschichte in den Ozean ewiger Ruhe einmünden.

Gerade der, der alles in allem erfüllt, zieht damit ja erst alle und alles in den Sog der Geschichte und macht damit aus Geschichte erst im wahren Sinne des Wortes *Weltgeschichte*. Gerade von dieser zentralen Erfüllung her strahlt ja eine Hoffnung aus, die die Hoffnungen aller Enthusiasten und Utopisten als kleinlich und spießbürgerlich verblässen läßt: die Hoffnung auf die Auferstehung der Toten, auf die neue Schöpfung, von der der Seher Johannes kündigt: „Ich hörte eine laute Stimme vom Throne her rufen: ‚Seht, das Zelt Gottes unter den Menschen! Er wird wohnen bei ihnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst wird als Gott bei ihnen sein. Er wird jede Träne wegwischen von ihren Augen; der Tod wird nicht mehr sein, und nicht Trauer und Klage und Mühsal; denn das Frühere ist vergangen.‘ Der auf dem Thron Sitzende sprach: ‚Siehe, alles mache ich neu!‘“ (Offenbarung Joh. 21,3—5a).

Wenn das so ist, dann erkennen wir in dem Gott, der Zacharias aus seiner Ordnung reißt, der Johannes, diese brennende Fackel des Kommenden, beruft und sendet, wiederum die Züge des Vaters Jesu Christi.

Dann stehen wir, als Menschen *nach* Christus, plötzlich *neben* Johannes, dem *Vorläufer* Christi. So wie er dem Erstling der neuen Schöpfung den Weg bereitete, so sind wir in unserer Missionsarbeit *Vorläufer* der neuen Schöpfung.

Dann wird unsere kühle missionsmethodische Frage nach dem vorchristlichen Menschen unversehens zu einer sehr heißen und drängenden Frage an *uns*: Sind wir noch *Vorläufer* der neuen Schöpfung, der zukünftigen Welt? Oder sind wir nicht vielmehr zur Nachhut einer auf Umbruch, Revolution, auf Neubau aus eigener Kraft bedachten Welt geworden?

Hat Tucholsky recht behalten, der meinte, die Kirche renne mit hängender Zunge hinter den Ereignissen her und schreie „wir auch!“?

Die Gestalt des Johannes mahnt uns, wieder *Vorläufer* zu werden. Mit dem Ziel der neuen Schöpfung vor Augen können wir uns von keiner Macht und von keiner Ideologie in der Kraft und in der Universalität unserer Hoffnung für die Welt und für die Menschen übertreffen lassen.

Das bedeutet: Teilzunehmen am Aufbau einer besseren und gerechteren Welt, teilzunehmen am Protest gegen Unrecht, Gewalt und Unterdrückung ist nicht privates politisches Hobby, sondern Teil unseres Auftrags, Zeichen unserer Hoffnung.

Insofern haben die Jugendlichen und die Progressiven recht, wenn sie uns aufstacheln und nicht zur Ruhe kommen lassen; wenn sie uns her austreiben aus dem Ghetto kirchlicher Orthodoxie und aus dem Ghetto frommer individualistischer Innerlichkeit.

Aber „Teilnahme“ ist nicht alles, ist nicht die ganze Wahrheit. Wir sind nicht einfach Teilnehmer an jeder Mode der Revolution, an Enthusiasmus, an menschlicher Kraftmeierei.

Wir sind zugleich auch bestellt als die Zeugen, die wie der johanneische Täufer Johannes, jener auf dem Isenheimer Altarbild, hinzuweisen haben auf den Ort, wo die wirklich revolutionäre Hoffnung geboren wird, die Hoffnung, die die Welt, die Sünde und Tod aus den Angeln hebt: dieser Ort ist das Kreuz Jesu Christi.

Die Stadt Gottes kann nicht mit alten Menschen gebaut werden — sonst wird nur ein babylonischer Turm daraus. Deshalb — so paradox das auch klingt —: wer zur Zukunft Gottes aufbrechen will, muß unter dem Kreuz bleiben, wo verlorenen Sündern ein neuer Anfang geschenkt wird.

Das ist nicht der Ort, den man freiwillig sucht. Auch Johannes hat seinen Weg unter dem Schatten des Kreuzes nicht freiwillig gesucht.

So ist diese Geschichte von Zacharias und Elisabeth, diese Geschichte von der Menschlichkeit Gottes, diese Geschichte auf der Schwelle zwischen Verheißung und Erfüllung schließlich auch noch die Geschichte einer Berufung.

Über den Menschen, der Vorläufer des Herrn sein soll, verfügt Gott, noch ehe er geboren ist. Solche Berufung bedeutet Spannung und Leiden. Der Prophet Jeremias verflucht den Tag, da er geboren ward, weil er diesem Gott nicht entfliehen kann, der seine Hand auf ihn gelegt hat.

Das ist die Qual und die Last der Berufenen: daß sie die Stadt Gottes durch den Horizont sehen — und daß sie doch unter dem Kreuz bleiben müssen.

Daß sie das neue Lied der erlösten Menschen um Gottes Thron schon im Ohr haben und doch mit der unerlösten Kreatur seufzen, leiden und alle Angst und Not durchkosten müssen.

Daß sie Vorläufer der neuen Menschheit, der neuen Schöpfung sind — und doch zugleich Nachfolger Jesu bleiben müssen auf seinem Weg zum Kreuz.

An den Gott im Himmel zu glauben, ist leicht — allzuleicht. Eine nur-religiöse Hoffnung auf ein ungreifbares Jenseits oder eine ferne Zukunft irgendwann kostet nicht viel, — sie beruhigt bestenfalls.

Unsere Berufung, unsere Gliedschaft am Leibe Christi wird sich daran erweisen und bewähren, daß wir nicht müde werden, auf den Gott zu warten, dessen Kraft und Herrlichkeit sich in seiner Schöpfung erweist — hier auf dieser Erde, wo Menschen gefoltert werden, wo Kinder gequält werden und verhungern müssen, wo Menschen um ihrer Hautfarbe willen diskriminiert werden, wo Krieg und Verbrechen geschehen, wo Sünde und Tod regieren.

Diese Erwartung, diese Hoffnung, dieses Festhalten an der Welt als Welt Gottes, führt uns in die Tiefe der Angst, des Zweifels und der Verzweiflung.

„Wo ist nun dein Gott?“ Das ist die Frage, der sich die Berufenen, die unentwegt Hoffenden immer wieder stellen müssen. Und von dieser Frage ist es nur noch ein kleiner Schritt bis zu der anderen Frage, die nicht aus dem Mund der Gottlosen kommt, sondern aus dem Mund derer, die eben nicht aufhören können, auf den Erweis der Kraft und der Herrlichkeit Gottes auf dieser Erde zu hoffen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Aber eben da in der Tiefe, wo wir an unserem Auftrag verzweifeln und zerbrechen und den Tag unserer Geburt verfluchen — eben da treffen wir auf den Gott, den wir erwarten, auf das einzige untrügliche und echte Zeichen der Gegenwart Gottes, das uns hier gegeben ist: auf das Kreuz, an dem Gott für seine Welt stirbt.

Nur im Zerbrechen aller Zeichen — nur unter dem Kreuz werden wir unserer Berufung gewiß, werden wir dessen gewiß, der uns aus allen gestrigen, versteinerten Formen der Gegenwart Gottes herausruft, damit wir wieder Vorläufer und Nachfolger des Kommenden werden. —

Seit das Kreuz auf der Erde steht, ist Johannes, der Vorläufer, überholt. Seit das Kreuz auf der Erde steht, ist unser aller Zweifel und Verzweiflung, aber auch unser aller Mut und Freude und Hingabe überholt von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist.

Unsere Berufung ist, Vorläufer der neuen Schöpfung zu sein. „So lasset uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ (Hebr. 13, 13 f).